Susanne Hose

# „Für die Stunde meines Begräbnisses“: Zur kommunikativen Funktion von Lebensgeschichten in der Herrnhuter Brüdergemeine

## Ein Beitrag zum Zinzendorf-Jahr

## 1. Einleitung

Am 17. Juni 1722 fällte der mährische Zimmermann Christian David (1691–1751) in der Oberlausitz den ersten Baum zum Bau einer Siedlung, die die in den österreichischen Landen verfolgten Nachkommen der „Böhmischen Brüder“ aufnehmen sollte. Fünf Jahre später entstand dort die Herrnhuter Brüdergemeine. Christian David gilt als der Gründer von Herrnhut, welches als Zufluchtsort religiös Erweckter bald weit über die Grenzen des Deutschen Reiches bekannt wurde. Unter der kirchlichen und politischen Anleitung von Nikolaus Ludwig Reichsgraf von Zinzendorf und Pottendorf (1700–1760) bildete sich ein Gemeinwesen auf verfassungsmäßig, sozial und wirtschaftlich völlig eigenständiger Grundlage heraus. In den folgenden 30 Jahren entstanden eine Reihe weiterer Siedlungen der Brüdergemeine, u. a. Gnadenfrei am Eulengebirge (1743), Gnadenberg bei Bunzlau (1743), Neusalz an der Oder (1744) und Niesky (1743). Im unweit von Bautzen gelegenen Uhyst an der Spree sorgte Friedrich Casper Graf von Gersdorf (1699–1751) für eine „Wendische Anstalt“, aus der später das Pädagogium der Brüdergemeine hervorging. Kurze Zeit später gründete er am selben Ort ein Mädchenpensionat und unterstützte somit die „Erweckung“ eines geistig-religiösen Potenzials, das seinem Cousin Zinzendorf den Weg zu den Sorben ebnen helfen sollte. Unmittelbar vor den Toren der Stadt Bautzen wurde eine Kolonie mit dem Namen Wendisch-Niesky angelegt, die erst seit 1932 mit dem Dorf Kleinwelka eine Verwaltungseinheit bildet. Der Sorbe Matthäus Lange (Matej Dołhi, 1704–1786) hatte 1747 das dortige Rittergut gekauft, um die Missionierung unter der sorbischen Bevölkerung in der Oberlausitz zu organisieren. Die von Herrnhut in die sorbischen Dörfer ausgesandten Diaspora-Arbeiter – meist Handwerker – lernten die sorbische Sprache, um ihren Auftrag besser ausführen zu können. Einige siedelten sich in den Dörfern an und verdienten sich dort ihren Lebensunterhalt. Möglicherweise erklärt auch dies – die Annäherung auf gleicher sozialer Ebene – die Akzeptanz, die die Herrnhuter in der Diaspora erfuhren.[1] Trotz der durch die Verwüstungen und Plünderungen des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) schwer in Mitleidenschaft gezogenen Lausitz zeigte ihr Einsatz raschen Erfolg. Paul Nedo (1908–1984) spricht von einer „religiösen Massenbewegung“, die vor allem für die Verbreitung von Schrift und Schrifttum unter den Sorben Bedeutung hat. Anhand der ins Sorbische übersetzten Erbauungsliteratur, da-

[1] Jan Wićaz (1778–1841), Sohn eines Zimmermanns aus Kumschütz, zum Beispiel begab sich als 14-Jähriger in die Lehre des Kleinwelkaer Tischlermeisters Röntgen, der sowohl als bekennender Herrnhuter als auch für seine handwerklichen Fähigkeiten weithin berühmt war. – „Ochranowscy bratřa běchu wuwołani blidarjo. Bratr blidar Röntgen běše sławny wumělc.“ (Wićaz 1922, S. 45) – Jan Wićaz trat 1799 der Brüdergemeine bei, ging zunächst nach Niesky, von wo aus er 1803 als Missionar nach Grönland berufen wurde.

runter vor allem Kirchenlieder und Gebetbücher, und durch die Vermittlung der Laienprediger lernten weite Teile der Bevölkerung lesen und schreiben. (Nedo 1965, 284 f.) Die „Freundeskreise" neugewonnener Anhänger wuchsen und mit ihnen die Neubauten in den Kolonien. Am 2. Juli 1757 konnte der mit Spenden finanzierte Kirchsaal in Kleinwelka geweiht werden – knapp ein Jahr nach der Grundsteinlegung.

Die Mitglieder der Brüdergemeine verstehen sich bis heute als eine lebendige „Dienstgemeine", die sich im Alltag und bei der Mission zu bewähren hat. Sie begreifen sich in der bewussten Nachfolge Christi, was zu aktivem sozialen Handeln und zu gewissenhafter Berufsarbeit bei Frauen und Männern führt. Jedes Gemeindemitglied ist gehalten, ständig über sein Leben zu reflektieren und dies in einem Lebenslauf zu verschriftlichen, der schließlich bei der Beerdigung den Trauernden vorgetragen wird. Diese Zeugnisse einer „popularen Autobiographik" (vgl. Warneken 1984) sind Gegenstand der Untersuchung. Anders als der beim lebensgeschichtlichen Interview gefragte Erzähler, der aufgefordert ist, seine Geschichte relativ spontan seinem Gegenüber für dessen Forschungsarbeit zu erzählen, beschreiben die Herrnhuter ihr Leben im Bewusstsein der Gemeindeöffentlichkeit, was ohne Zweifel Auswahl, Inhalt und Gestalt der Lebensgeschichten beeinflusst. Das Verlesen der Niederschriften geschieht einerseits in Erinnerung an die Arbeit der bzw. des Verstorbenen zum Wohl der Gemeinde, es soll andererseits aber auch die Gemeinschaft über einzelne Lebensstationen und die geistige Auseinandersetzung mit den Lebens- und Glaubensregeln der Brüdergemeine informieren. Diese Lebensberichte – meist kurze Zeit später im Kirchenblatt abgedruckt – sind ein fester Bestandteil der Kommunikation innerhalb der Gemeinde, deren Mitglieder sich der Aussagekraft einzelner Lebensläufe durchaus bewusst sind und darauf verweisen, wenn sich Interessierte über die Brüdergemeine informieren wollen. Darüber hinaus erfährt man in Gesprächen Anekdoten aus dem Leben einzelner, die als signifikant für die Gemeinschaft gelten und daher weitererzählt werden. Schließlich reproduzieren die Lebensgeschichten Gemeinschaft, indem jeder Verfasser bzw. jede Verfasserin die segensreichen Erfahrungen dieser Zugehörigkeit herausstreichen. An dieser Stelle sei auf die Arbeit von Martin Scharfe (1980; 1982) verwiesen, der die pietistische Konstruktion von Wirklichkeit in Württemberg auch anhand von Lebensläufen analysiert hat.

## 2. Lebenslauf und Erzählforschung

Die Beschäftigung mit Lebensläufen, mit jenen Erzählungen also, die in mündlicher und/oder schriftlicher Form das gesamte Leben eines Menschen als ein sinnvolles Ganzes darbieten, ist in der Erzählforschung ein seit langem bekanntes Thema. Seitdem Mark Azadovskij (1888–1954) das Leben seiner sibirischen Märchenerzählerin vorstellte (1926), schenkt die Erzählforschung der Individualität und Kreativität von Erzählern und Erzählgemeinschaften mehr Beachtung. Dabei stellte sich schnell heraus, dass das traditionelle Repertoire der Erzähler und Erzählerinnen zahlreiche inhaltliche Bezüge zu ihrer Lebensgeschichte aufweist. Seit den 60er Jahren macht die Fachliteratur auf das steigende Interesse an bis dahin nur wenig beachteten Erzählformen, wie etwa an Erlebnisberichten, Arbeitserinnerungen und Vorelterngeschichten, aufmerksam. (Neumann 1966, 1969; Sirovátka 1961, 1963) Den ausschlaggebenden Impuls dazu gaben Hermann Bausingers Dissertation „Lebendiges Erzählen" (1952) und sein vielzitierter Aufsatz „Strukturen des alltäglichen Erzählens" (1958; vgl. auch Bausinger 1977). Nicht zuletzt haben wir es Lutz Röhrichs Schule (1966, 1973; vgl. auch Petzoldt 1999) und

den Erfolgen unserer amerikanischen Kollegen beim Studium ihrer „Urban Legends" (Dégh 1994, 1995) zu verdanken, dass sich Wissenschaftler heute den – mit der Sage verwandten – Alltags- und Erinnerungserzählungen zuwenden. Seit den 80er Jahren widmet sich Albrecht Lehmann (1978, 1984, 1989) dem wichtigsten aller Erzählthemen des Alltags – der eigenen Lebenserfahrung und verbindet seine Untersuchungen mit der Forderung „Erzählforschung endlich Bewusstseinsforschung werden zu lassen". (1983, S. 7) Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde veranstaltete 1981 gemeinsam mit dem Freiburger Deutschen Volksliedarchiv und der Abteilung Volkskunde der Freiburger Universität eine Arbeitstagung zum Thema „Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung" (Brednich u. a. 1982). Der große Zuspruch, den diese Tagung dem Vorwort des Tagungsbandes zufolge erfuhr, entspricht der Brisanz, die auch Historiker, Ethnologen und Soziologen (Kohli 1978; Elwert/Kohli 1990) der Biographik zusprechen. Röhrich begründet dies mit der „Wiederentdeckung der biographischen Methode durch die Sozialwissenschaften". (Brednich u. a. 1982, S. 15) Seit 1988 erscheint „BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History" als ein Forum für Fragestellungen und methodische Wege aller Disziplinen, die sich mit biographischen Dokumenten befassen. Mittlerweile rücken nicht nur deutlich mehr Kulturwissenschaftler ins Feld aus, um autobiographisches Material zu sammeln; auch die Erfolge der über lokale Rundfunksender und Zeitungen ausgestrahlten Schreibaufrufe (Berlin 1976; Stuttgarter Fernsehen 1977; Winterthur 1980), die die Menschen zur Niederschrift und zum Einsenden ihres Lebenslaufes aufforderten, erhärteten die Erkenntnis, dass „Angehörige der Unterschicht sehr wohl fähig sind, ihre Lebensgeschichte schriftlich niederzulegen und dass sie durchaus ein aktives Schreibbedürfnis haben können". (Schenda 1982, S. 110 f.)

Parallel zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Lebenslauf erlebten die Lebenserinnerungen und Autobiographien als literarische Gattung eine Konjunktur, die bis zum heutigen Tag anhält. Beispielgebend dafür ist die Lebensgeschichte der Anna Wimschneider, die unter dem Titel „Herbstmilch" eine Massenauflage erfuhr.[2] Wir dürfen davon ausgehen, dass die Popularität derartiger Lesestoffe und erst recht ihre Verfilmung die Bereitschaft der Menschen, selbst über ihr Leben zu schreiben, gefördert haben. Das Bewusstsein dafür, dass auch das eigene Leben erzählenswert ist, scheint gestiegen. Die Literatur und das Fernsehen haben demnach zur Sensibilisierung unseres Forschungsfeldes beigetragen, indem sie medienwirksame Vorbilder schufen. Jedoch ist die Wechselwirkung zwischen den Lebensgeschichten und den Massenmedien nur ein Beispiel für die vielfältigen Beziehungen zwischen Text und Kontext, die unter dem Begriff „Biologie des Erzählguts" (vgl. Dégh 1977) einen Schwerpunkt der Erzählforschung markieren. Diesem Themenkomplex ordnet sich auch das Interesse an den sozialen Leistungen und Funktionen von Autobiographien zu; denn das Erzählen von Lebensgeschichte erfolgt immer mit einer bestimmten Absicht (vgl. Brednich 1982, S. 47)

---

[2] Anna Wimschneider: Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin. München: Piper 1984. Das Buch erschien u. a. bei Niemeyer in Hameln (1991), bei Schumm – sprechende Bücher in Mainhardt (1993) und bei dtv in München (1991), wo unlängst die siebente Auflage herauskam. Der Verantwortliche des Lizenzgebers Piper-Verlag gab auf telefonische Anfrage die Auskunft von 1,5 Millionen verkauften Exemplaren. Die Deutsche Bücherei in Leipzig listet unter dem Titel „Herbstmilch" 58 Ausgaben auf, darunter Übersetzungen ins Polnische und Niederländische sowie das Buch zum Film.

und im Hinblick auf eine bestimmte soziale Wirkung. Hieran schließlich knüpft sich die Frage nach der kommunikativen Funktion von Lebensgeschichten, der sich dieser Beitrag widmet. Hierbei soll es mir weniger um die Autobiographie als wichtige Form der Gewinnung von Ich-Identität gehen, wie dies der Göttinger Soziologe Hans Paul Bahrdt in seinem Artikel über „Identität und biographisches Bewusstsein" (1982) schlüssig nachweist, als vielmehr um die Bedeutung des Verfassens von Lebensläufen für eine Minderheit, in diesem Fall für die Herrnhuter Brüdergemeine, eine der evangelischen Landeskirche zugehörige Gemeinschaft pietistischer Prägung.

Wenden wir uns zunächst den historischen Wurzeln zu, die das Verfassen von Lebensläufen zu einer Tradition werden ließen.

## 3. Traditionen und Vorbilder

Das von Martin Luther angestrebte Ideal der freien Gemeinde hatte sich im ausgehenden 16. Jahrhundert zu einer intellektualisierten, der weltlichen Obrigkeit ergebenen Kirche fehlentwickelt, in der das Mitwirkungsrecht der Gläubigen an den Rand gedrängt war. Der Pietismus versteht sich folglich als eine energische Reaktion auf das zur Orthodoxie erstarrte Luthertum. Seine Ausbreitung zwischen 1670 und 1720 stand im Zusammenhang mit einem gewissen Aufschwung des Manufakturwesens in Deutschland und ging Hand in Hand mit der Festigung des Kleinbürgertums, das sich von Auffassungen wie der Betonung der Gleichheit aller Menschen und der Mündigkeit von Laien, der Forderung nach strenger Arbeitsdisziplin und vom pietistischen Erziehungsideal leiten ließ. Während der Pietismus württembergischer Prägung in enger Verbindung zum Kirchenregiment verblieb, stiftete Zinzendorf mit der Herrnhuter Brüdergemeine eine eigene Kirchengemeinschaft, der zunächst die zum Protestantismus übergetretenen Flüchtlinge aus den habsburgischen Ländern und die Nachkommen der bereits 1457 in Böhmen entstandenen Alten Brüder-Unität angehörten.

Den 1727 im Wesentlichen von Zinzendorf verfassten Regeln der brüderlichen Vereinigung lag ein Werte-Kodex zugrunde, dessen Einhaltung durch ein neuartiges, in verschiedene Chöre[3] organisiertes Gemeinschaftsleben kontrolliert werden konnte. Zu den pädagogischen Instrumentarien gehörten das theologische Laientum, zahlreiche Zusammenkünfte (Gottesdienste, Andachten, Singestunden, Liebesmahl), Schriftlesungen und -auslegungen, das Tagebuchführen als Mittel zur Gewissensforschung, die Sozialisierung des Individuums und seine Bekehrung. Der Werte-Kodex fußte auf moralischen Auffassungen wie der bedingungslosen Nächstenliebe, der Ablehnung alles Weltlichen und der Konzentration auf das religiöse Bewusstsein. Der mit dieser Verinnerlichung einhergehende Individualismus, der in der Tradition der deutschen Mystik stand, hatte schon zu Zeiten Philipp Jacob Speners (1635–1705) – des einflussreichsten Anregers des Pietismus – eine neue Form der Autobiographik geschaffen.

---

[3] Zu den Organisationsprinzipien der Gemeinschaft gehörte die Trennung nach Alter und Geschlecht. Die Einwohnerschaft war eingeteilt in „Chöre", die in verschiedenen Häusern lebten. So gab es zum Beispiel den Ehe-Chor, den Chor für ledige Brüder, den Chor für ledige Schwestern, den Witwen-Chor, den Witwer-Chor, den Mädchen-Chor und den Knaben-Chor. Jeder Chor wurde von einem Chorhelfer bzw. einer Chorhelferin betreut, die als Vertrauensperson bei aller Art von Glaubens- und Lebenskrisen beistanden. Sie waren die „Psychotherapeuten" der Gemeinde.

Hatte es im Barock unter anderem wegen der Einwirkungen des 30-jährigen Krieges an epischen Darstellungen individuellen Lebens gefehlt, so entwickelte sich mit zunehmender wirtschaftlicher Konsolidierung des Kleinbürgertums und der damit einhergehenden Festigung der pietistischen Glaubenslehre auch das Interesse, den eigenen Erlebnissen im Rückblick chronologisch zu ordnen und ihnen einen rationalen Sinn zu geben. (Vgl. Mahrholz, S. 150) Die Autobiographien so namhafter Pietisten wie Spener und August Hermann Francke (1663–1727) widerspiegeln den Versuch einer zusammenhängenden Darstellung der inneren Entwicklung, die durch Reflexionen nachträglich gerechtfertigt und interpretiert wird. (Spener 1718; Francke 1861) Sie sind im Bewusstsein der Ohnmacht des Menschen und der Allmacht Gottes geschrieben. Entsprechend schematisch, nüchtern und leidenschaftslos behandeln sie die einzelnen Lebensstationen des Menschen, die im Gegensatz zu den Schilderungen des Seelenlebens oder der Beichte von Fehltritten oder der Buße und Bekehrung lediglich als chronologische Orientierung Erwähnung finden.[4]

Das Schreiben des Lebenslaufs kann demnach auf eine relativ lange Tradition zurückblicken, wobei auch die Beichte, eine bekennende Kommunikation über das eigene Leben, als Formtradition im Hintergrund steht. Zweifelsohne entwickelte es sich jedoch erst unter den Pietisten und besonders innerhalb der Brüdergemeine zu einer ausgesprochen volkstümlichen Handlung, der sich nur selten ein Mitglied entziehen konnte. Aus der eher intellektuellen Selbstbespiegelung und psychologischen Durchleuchtung des eigenen Ichs wird innerhalb der Brüdergemeine eine Erzählung, in deren Mittelpunkt zwar generell das Wirken Gottes und des Heilands am sündigen Menschen stehen soll, die sich aber dennoch eng an den einzelnen Lebensstationen des Menschen orientiert und recht viel Platz für die Beschreibung des persönlichen Schicksals und der vorherrschenden Lebensverhältnisse lässt. Zusammen mit den „Diarien", jenen im 18. Jahrhundert noch handschriftlichen Sammlungen von Predigten, Ansprachen, Briefen und Missionsberichten, die abgeschrieben, an die einzelnen Kolonien geschickt und zur Gemeindeversammlung am Montagabend verlesen wurden, bilden die Lebensläufe das verschriftlichte Wissen der Gemeinschaft, die sich schon wenige Jahre nach ihrer Entstehung durch Arbeit in der Diaspora über die Welt verstreut hatte. So stehen die Weltabgewandtheit als innerhalb der geschlossenen Ortsgemeinden geltender Glaubengrundsatz und die durch die Missionsarbeit bedingte Weltoffenheit im Sinne eines verstärkten Interesses an der Fremde in einem merkwürdigen, sich jedoch gegenseitig nicht ausschließenden Verhältnis. Und so ist die durchorganisierte Herrnhuter Brüdergemeine mit dem aus ihr hervorgegangenen Erziehungssystem – anders als die Württemberger Pietisten – nur im Zusammenhang mit ihrer weltweiten Ausstrahlung adäquat zu beschreiben.

---

[4] Es waren vorwiegend religiöse Motive, von denen sich diese „frühen" Pietisten leiten ließen. Mit den sich mehrenden Einflüssen der geistigen Strömung des Rationalismus und der Emanzipation eines weltgewandten, aufgeklärten „Mittel-" Bürgertums im Laufe des 18. Jahrhunderts treten in den Lebensläufen moralische Motive stärker hervor, was nicht ohne die Reaktion der strenggläubigen Pietisten blieb. So erklären sich die zunehmende Neigung zur psychologischen Durchleuchtung des eigenen Ichs und die zwanghafte Jagd nach Sünden sowie die Selbstbezichtigung in den Autobiographien jener Zeit als Abwehrverhalten gegenüber den der Welt zugewandten kulturellen Leistungen der Aufklärung.

## 4. Ein Beispiel

Paul Pietsch (1903–1983), „Sohn des Sattlermeisters Carl August Pietsch und seiner Frau Emma geb. Heide in Bautzen", berichtet flüssig und mit episodenhafter Ausschmückung auf zwölf eng mit der Schreibmaschine beschriebenen Seiten: „Wenn ich meinen Lebenslauf, den ich vor lauter Aktivitäten nicht schon eher anfangen konnte, nun aber mit Ernst beginnen will, dann überschreibe ich ihn mit den Worten: ‚Aus Gnaden frei! Preis dem Herrn!' ... Es war ein Leben aus Gnade von meiner Geburt an, am 3. April 1903 in Bautzen als jüngstes der 4 Kinder meiner guten Eltern ... Sie hatten sich schwer durchringen müssen von ca. 1886 an, manchmal mit 20 Pfennigen am Tage, aber mit großem Gottvertrauen, dessen Segen ich oft bis über mein Studium ganz spürbar erfahren durfte. Ich war ja, obwohl als Nesthäkchen, keine unproblematische Natur, zu allem bereit und für alles begeistert, wenn mich nicht eben treue Eltern und andere und zunehmend der treue Herr von gefährlichen Schritten bewahrt hätten." Als 18-Jähriger erleidet er aufgrund eines Blinddarmdurchbruchs eine Bauchhöhlenvereiterung und wird – obwohl bereits dem Tod verschrieben – „wundersam" errettet. „Später hörte ich, dass mein Vater in den bösen Tagen mehrfach und des Abends betend um den Häuserblock, in dem die Klinik lag, gegangen war. Wenn ich auch nachher abgemagert und schwach war, ich konnte ein halbes Jahr später eine gute Abschlussprüfung im Turnen mitmachen, auch am Hochreck, welche Gnade!" Die von ihm geschilderten Erlebnisse belegen generell „die Gnade", die ihm im Leben wiederfahren ist. Er interpretiert sein Leben nicht als Schicksal, sondern als einen von der Hand Gottes geführten Weg, den der Mensch durch entsprechendes Verhalten positiv beeinflussen kann.

Paul Pietsch wird, obgleich ihn der Vater lieber als Sattler im eigenen Geschäftshaus auf der Steinstraße gesehen hätte, Lehrer und absolviert seine Hilfslehrerjahre an der Internatsschule für Missionarssöhne in Kleinwelka. „Vieles, auch gute, notwendige Gespräche mit Bruder Buck, das Fest der Gründung des ersten Pädagogiums in Herrnhut, auch die schönen Gottesdienste der Gemeine, zumal die Gebetssingestunden weckten in mir den Wunsch, zur Gemeine zu gehören. Ich wurde aufgenommen und, oh Wunder, ich durfte 1926 in Herrnhut das Theologie-Studium aufnehmen. Das war eine Wendung in meinem Leben ... Ich aber verhehle nicht, dass mir das Einleben in Herrnhut und der Anschluss an die Gemeine dort sehr schwer geworden ist. ... Hier erlebte ich ‚die' Gemeine, viele dort einkehrende Gäste und führende Brüder von allen Provinzen, erlebte Synoden und Sitzungen, oft auch dabei das Ende menschlicher Weisheit (z. B. wie einmal ein Bischof sagte: ‚Brüder, wir sind am Ende!' – Es ging vor allem um Finanzen. – ‚Lasst uns alles dem Herrn hinlegen!') Ich empfand: Das ist also auch die sonst so bekannte, ja gepriesene Brüdergemeine! Doch ich lernte sie bei mancher Enttäuschung lieben und beschloss, ihr zu dienen, auch nach dem Studium im Erziehungswerk. Doch ich erlebte auch Glaubenskämpfe in Herrnhut, ergriff zum Teil Partei, mehr für Bruder Gerhard Reichel und seine eindeutige Blut- und Kreuz-Theologie als für Bruder Theophil Steinmann, bis ich auch in ihm einen erkannte, der den Heiland meinte und liebte. Ich erlebte aber auch, wie – oh Wunder der Gnade! – der Herr die Gemeine erhielt und wie sie eine gute Werkstatt unter seinem Wort und in seinem Geist bleiben durfte!" Studienreisen führen ihn nach Estland, nach Österreich, Ungarn, Bulgarien und Rumänien, nach Griechenland und in die Türkei, nach Palästina und Ägypten zu anderen Gemeinen. „Nach Holland kam ich durch Bruder Paul Fabrizius und lernte so schon damals die weltweite Gemeine kennen."

1937 zum Ordinarius der Brüdergemeine ordiniert, versieht Paul Pietsch seine erste Pfarrstelle in Lawalde. „Alsbald bekam ich günstig einen ‚Pfützenhupper' (98 $cm^3$), mit

dem ich viel herumfuhr, oder ich rannte im Laufschritt zu den lieben Lawäldern. Im Winter war's mitunter schwer, da bin ich oft gestürzt bei vereisten Wegen." 1938 heiratet er Margarete Lindner, die er als Lehrerin der Kleinwelkaer Mädchenanstalt kennen gelernt hatte; 1939 wird der Sohn Klaus-Rüdiger, 1940 die Tochter Ellen und 1945 der zweite Sohn Hans-Christoph geboren. Während der Kriegsjahre und seinem Einsatz als Pfarrer an der Front führt seine Frau das Pfarramt, hält in seiner Vertretung Andachten und Gottesdienste. „Kam ich auf Urlaub, dann blies ich schon vom Dorfeingang auf meinem Flügelhorn, das ich immer, auch später, bei mir hatte, und die Leute riefen sich zu: ‚Kimmt oack raus, dar Pfrr is doa, dar Pfrr dut bloasen!' ... Doch lasst mich hier ein besonderes Erlebnis schildern: Ich wollte noch einmal zu einer Krankensammelstelle weit vorn und musste dabei über die schon ziemlich breite Wolga. Eine Brücke gab es nicht, nur ein Seil war von den Pionieren darüber gespannt, an dem man in einem Korb, höchstens zu zweit, hinüber und herüber gezogen werden konnte. Ich stieg ein. Die Pioniere, auch Sachsen, hatten mein Flügelhorn erkannt; und was geschah? Als ich noch über dem Packeis der Wolga schwebte, hielt die Fahrt plötzlich an, und eine Stimme rief vom drübigen Ufer laut: ‚Erscht eens blasen!' Was blieb mit übrig? Ich hab's getan und allen, Freund und Feind verkündet, wer unser aller mächtigster Herr und König ist. Dann ging's weiter."[5]

Paul Pietsch berichtet detailliert über sein Leben. Der Wunsch, dies so ausführlich wie möglich zu tun, hat ihn – wie aus den Anfangszeilen hervorgeht – lange zögern lassen. Er sucht den Grund dafür in seinen vielseitigen „Aktivitäten", denen er noch bis ins hohe Alter nachkommt. Für die Niederschrift seiner episch entfalteten Lebensgeschichte braucht er jedoch Zeit. Die Absicht, Gottes Führung im eigenen Leben sichtbar zu machen, bestimmt die Auswahl des zu Erzählenden, das chronologisch nach den einzelnen Lebensabschnitten geordnet ist. Solche Einschübe wie „Doch lasst mich hier ein besonderes Erlebnis schildern" geben der Vermutung recht, dass er nicht nur vor sich selbst Rechenschaft ablegt im Sinne „Erzähle dich selbst – erkenne dich selbst!", sondern dass er für die Gemeindeöffentlichkeit schreibt, im Wissen um die Bedeutung, die die gemeinsame Überlieferung für diese Gemeinschaft hat. Man mag einräumen, dass in diesem speziellen Fall der studierte Theologe und praktizierende Pfarrer Paul Pietsch seinem Amt über den Tod hinaus nachkommt, jedoch belegen auch die Lebensläufe der anderen Mitglieder das Bedürfnis, Nachricht zu hinterlassen, das „kulturelle Gedächtnis" (Assmann 1999) der Gemeinde zu formen. Das Talent, das eigene Leben zu erzählen, ist freilich unterschiedlich ausgeprägt.

## 5. Niederschrift und Veröffentlichung

In den meisten Fällen wurden und werden die Lebensläufe im Rentenalter verfasst. Diejenigen, die sich für ein Alten- oder Pflegeheim entscheiden, werden spätestens bei Eintritt dazu aufgefordert. In Kleinwelka erhalten mitunter auch Schwesternschülerinnen oder Zivildienstleistende den Auftrag, besonders betagte Bewohner zum Aufschreiben des Lebenslaufs anzuhalten und ihnen dabei zur Seite zu stehen. Mitunter wird die Lebensgeschichte erzählt und von einer Vertrauensperson mitgeschrieben, was nicht nur kranke oder bettlägerigen Menschen betrifft. Einige fühlen sich offenbar außerstande,

[5] Ein Großteil der hier zitierten Lebensläufe stammen aus dem Archiv der Brüdergemeine Kleinwelka. Herrn Pfarrer Kreusel danke ich für den Zugang zu diesem Material.

ihr Leben als Text „runterzuschreiben", und teilen sich daher lieber im Gespräch mit. Die physische und psychische Verfassung spielt beim Erzählen bzw. bei der Niederschrift eine wesentliche Rolle. So lässt eine Krankheit im Alter oftmals das ganze Leben als Leidensgeschichte erscheinen. Im entgegengesetzten Fall kann nimmermüdes Engagement dazu führen, die Wurzeln dafür bereits in der Kindheit zu suchen und sein Leben im Dienst an der Gemeinschaft darzustellen. Darüber hinaus sind natürlich auch die intellektuellen Voraussetzungen ganz unterschiedlich. Während es dem einen nicht ungewöhnlich erscheint, sich zurückzuziehen und über sein Leben nachzudenken, jagt dem anderen schon die Vorstellung des einsamen Vor-sich-hin-Brüten-Müssens Angst ein. Er wünscht sich viel lieber Unterhaltung und Gesellschaft. Der innerhalb der Brüdergemeine geltende Grundsatz, niemanden sich selbst zu überlassen, äußert sich unter anderem in dem Angebot, bei der Niederschrift des Lebenslaufs behilflich zu sein. Der Hausvater des Kleinwelkaer Alten- und Pflegeheims und frühere Pfarrer Albrecht Fischer unterstreicht dies: „Das ist ein Stück Gemeinschaft. Wenn einer bittet: 'Ich kann das nicht so gut formulieren, kannst du mir helfen?', dann erwidert der andere: ‚Komm, wir schreiben deinen Lebenslauf zusammen!' Oftmals haben das die Pfleger der einzelnen Chöre oder aber in den Familien die Verwandten übernommen."[6]

Sicherlich lässt diese Vorstellung alle Hemmungen und Schwierigkeiten unberücksichtigt, die einige offenbar nur mit Mühe überwinden: „Es wird mir schwer, den Entschluss, etwas von meinen Lebensumständen aufzuschreiben, auszuführen, und es geschieht nur meinen Kindern zu Liebe, um ihnen nach meinem Heimgang diese Mühe zu ersparen.", stellt Anna Caritas Reichel (1806–1876) ihrem Lebenslauf voran, der ein Jahr nach ihrem Tod in den „Nachrichten aus der Brüdergemeine" gedruckt wurde. (1877, S. 489) Eine Ursache für derartige Hemmungen mag in dem hohen theologischen Anspruch liegen, nicht nur die einzelnen Lebensstationen abhandeln zu können, sondern Gottes Wirken episodenhaft nachweisen zu müssen. Es werden gemeinschaftliche Erfahrungen verarbeitet, die andere womöglich anders schildern bzw. interpretieren würden. So hält auch die Ungewissheit über die Reaktion der Gemeindemitglieder mitunter vom Schreiben ab. Der Lebenslauf zwingt zur öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Selbstverständnis und zur Positionierung innerhalb der Gemeinschaft.

Zum ersten Mal tritt der Lebenslauf zur Beerdigung des Autors bzw. der Autorin an die Öffentlichkeit. Sein Verlesen ist Teil der offiziellen Beisetzungsfeierlichkeit, an der in der Regel alle Mitglieder der Gemeinde teilnehmen. Daran anschließend versammelt sie sich im Kirchensaal[7] zum „Liebesmahl"[8], einem relativ zwanglosen Beisammensein bei

---

[6] Albrecht Fischer eröffnete mir in einem ausführlichem Interview Einblicke in das Leben der Brüdergemeine in der Gegenwart, wofür ich ihm danke.

[7] Der Kirchensaal hat eine für alle Brüderkirchen typische Ausgestaltung. Ursprünglich nicht als Kirche, sondern als Gemeindesaal („die gute Stube der Gemeine") gedacht, unterscheidet er sich von den anderen Häusern der Umgebung lediglich durch seinen Dachreiter. Er ist als Quersaal angelegt; anstelle einer Kanzel steht an der Querwand der „Liturgustisch", an dem der Prediger sitzt und die Versammlung leitet. Die Innenausstattung ist in schlichtem Weiß gehalten. Die Bänke sind nicht fest installiert und können problemlos zur Seite gestellt werden. So finden zum Beispiel bei Regen die Gemeindefeiern im Kirchsaal statt.

[8] Das „Liebesmahl" entspricht der Agapefeier im Neuen Testament und wird auch zu anderen Gelegenheiten gehalten. Es werden abwechselnd Lieder gesungen, Ansprachen und Grußworte gehalten, Berichte verlesen. Die Grundidee ist, das Brot miteinander zu teilen, miteinander zu essen, Gemeinschaft zu feiern.

Brötchen und Tee, bei dem viel gesungen und erzählt wird. Hier tauschen die Trauernden Erinnerungen an den Toten aus, denen die am Grab gehörte Lebensgeschichte wie ein „roter Faden" zugrunde liegt. In der Regel wird der Lebenslauf in der Form und in dem Umfang verlesen, wie er geschrieben wurde. Bei Missionaren überschreitet allerdings allein der Bericht über die in ihrem Missionsland vorherrschenden Verhältnisse das Maß einer zumutbaren Begräbnisrede. Daher schlagen bei besonders ausführlichen Texten die Autoren selbst vor, wo gekürzt werden kann; so zum Beispiel Hartmut Brauer (1904–1983): „Das erste Original dieses Lebenslaufs schrieb ich im Frühjahr – Sommer 1978. Das zweite Original schrieb ich nach Rücksprache mit Bruder Schlimm noch einmal, aber verkürzt, zum Verlesen bei der Begräbnisfeier. August 1982"[9]

## 6. Inhalt

Der Lebenslauf ist ein persönliches Dokument (human document)[10], das für die begrenzte Öffentlichkeit der Gemeinschaft geschrieben wurde. Dies setzt Maßstäbe sowohl für den Inhalt als auch für die Form, die sich im wesentlichen dem religiös-selbsterzieherischen Motiv im Sinne des Poesiealbum-Spruchs „Mit Gott fang an, mit Gott hör auf. Das ist der schönste Lebenslauf" unterordnen. So ähneln die einleitenden Worte oder die Schlusssätze oftmals im Stil einem an die Gemeinde gerichteten Vermächtnis; die mit der Geburt einsetzende Lebensgeschichte aber ist in locker erzählender Weise gehalten. So beginnt beispielsweise Theodor Bartels (1899–1984): „Wenn ich mich anschicke, für die Gemeine etwas über meinen Gang durch diese Zeit niederzuschreiben, so soll es geschehen im Lichte der Gnade meines Herrn und Heilandes, der auch mich armen, unwürdigen Sünder als sein Eigentum angenommen hat." Es folgt ein in vielen Lebensläufen wiederkehrender Vers aus einem Lied oder Psalm: „Mit welcher Geduld und Gnade und Huld hat er mich geführt, so dass sich mein Denken darüber verliert." Und nach einem Absatz: „Als ich am 31. Dezember 1899 in Cedar Hall auf der Insel Antiqua nicht sehr lange vor Mitternacht das Licht der Welt erblickte, musste mein Vater, der Missionar auf der genannten Missionsstation war, meinetwegen die auch dort übliche Jahresschlussversammlung absagen. Ich war das dritte Kind meiner Eltern Paul Friedrich Bartels und seiner Ehefrau Hermine Auguste, geb. Grau."

Im Allgemeinen folgt die Erzählung dem von den üblichen Lebensstationen vorgegebenen Ablauf: Geburt, Name und Beruf der Eltern, (Geschwister), Kindheit, Schulzeit, Berufsausbildung, Berufsleben, (Ehe und Kinder), Alter (Krankheit, Schwäche), Altenheim. Besondere Würdigung erfährt stets die Konfirmation, wobei der Einsegnungsspruch oftmals in Einklang mit dem danach Erlebten gebracht wird: „1913 wurde

---

[9] Hartmut Brauer war als Missionarskind in Sikonge (Tansania) geboren, kam als 7-Jähriger nach Kleinwelka in die Knabenanstalt – ein typisches Missionarskindschicksal –, erlernte das Maurerhandwerk, arbeitete in einer Ofenfabrik im brüderischen Neuwied, wurde als Erzieher in der Knabenanstalt zu Kleinwelka eingesetzt, ließ sich schließlich für den Missionsdienst – unter anderem in Holland – ausbilden, heiratete, ging 1936 nach Surinam, verbrachte die Jahre zwischen 1940 bis 1947 mit seiner Familie in Internierungslagern, war nach seiner Rückkehr nach Deutschland „Flüchtlingspfarrer", erhielt einen Ruf als Krankenseelsorger nach Niesky, vier Jahre später ging er als Pfarrer nach Zwickau, von wo aus er 1973 nach 19-jähriger Tätigkeit nach Königsfeld übersiedelte, dort starb er 1983.

[10] Im Unterschied zum lebensgeschichtlichen Interview entstehen sie ohne die direkte Einflussnahme der Forschung.

ich konfirmiert. Der Unterricht hat mich nicht sonderlich beeindruckt. Es war uns wie eine Erweiterung des Religionsunterrichtes, den wir ja damals schon in der Schule hatten. Dennoch war die Konfirmation ein gewisser Markstein, denn ich fing an, nachzudenken über alles, was uns als Herrnhuter Kindern anerzogen und zur Gewohnheit geworden war. Mein Konfirmationsspruch Joh. 8, 31: ‚So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen' blieb mir lange Zeit fremd. Trotzdem kam er mir nie aus dem Sinn. Erst viel später habe ich die Mahnung und Verheißung meines Konfirmationsspruches begriffen und zu Herzen genommen. Ich war in jenen Jahren wie ein schwankendes Rohr." (Irmgard Martin; 1897–1981)

Meistens gibt ein Traum, ein besonderes Erlebnis oder eine wundersame Begegnung den Ausschlag für die endgültige Hinwendung zur Brüdergemeine, was nach dem offiziellen Duktus „Bekehrung" bzw. „Evangelisation" genannt oder verbildlicht als „Eingriff von Gottes verborgener Hand", als „Gottes Führung" beschrieben wird. Eine derartige Interpretation dieser Wende in der geistigen Entwicklung, die im Konfirmationsalter einsetzt und im engen Zusammenhang mit den schwankenden Stimmungen während der Pubertät und der körperlichen wie geistigen Reifung steht, führt zurück auf die eigentliche theologische Idee, was die Antwort Albrecht Fischers auf meine Frage nach dem rechten Zeitpunkt der Niederschrift bestätigt: „Man sollte ihn immer dann schreiben, wenn man sich noch gut erinnern kann, jedoch auch nicht zu zeitig. Jeder betrachtet sein Leben unter dem Thema ‚Was hat Gott in meinem Leben tun können?', und nicht ‚Was habe ich alles geleistet?' Das war schließlich die eigentliche Grundidee des Schreibens schon zu Zinzendorfs Zeiten: Zeugnis abzulegen, was Gott im Leben jedes Einzelnen getan hat. Da wird nicht der Mensch hochgehoben. Ansonsten läuft man ja doch Gefahr, ein besonderes Bild von sich selbst zu zeigen, sich in den Vordergrund zu stellen." Die Motivation, über sein Leben schriftlich zu reflektieren, folgt – zumindest im offiziellen Verständnis – nicht dem Wunsch, sich selbst ein Denkmal zu setzen, der nachfolgenden Generation Erfahrungswissen zu überliefern oder einen Beitrag zur Geschichtsschreibung zu leisten (wie wir es unseren Gewährsleuten so oft suggerieren, um sie gesprächig zu machen), sondern dem religiösen Anspruch dieser Gemeinschaft, dem stets ein missionarischer Auftrag inhärent ist im Sinne des Wortes, „zu jeder Zeit und an jedem Ort Zeugnis von Gottes großer Gnade abzulegen".

## 7. Die Bedeutung der Lebensläufe für die Gruppe

Für die heutigen Herrnhuter „Geschwister" spielen die archivierten Autobiographien[11] eine Rolle als gespeichertes und jederzeit abrufbares Geschichtswissen, das neben religiösen Erfahrungen auch Lebenserfahrungen und Schilderungen über den Alltag an den verschiedenen Orten birgt. Das Interesse an den Wurzeln der eigenen Tradition ist in dieser Gruppe wie vermutlich in vielen Minderheiten auffallend groß. Der Geist Zinzendorfs scheint allgegenwärtig, was jedoch auch kritische Einstellungen zulässt.

Die Autobiographien bedeuten zum einen Lektüre mit außerordentlichem Informationswert. Weil den Mitgliedern eine vergleichsweise hohe Mobilität zu eigen ist, informieren die Lebensläufe über die Lebensgeschichten der Einzelnen hinaus auch über die

[11] Im Herrnhuter Unitätsarchiv liegen mehr als 25 000 handschriftlich verfasste und gedruckte Lebensläufe.

Verhältnisse in den 17 Ortsgemeinden der Brüdergemeine innerhalb Deutschlands. Indem sie die sozialen Kontakte der Einzelnen beschreiben, erfährt die Gemeinschaft auch etwas über den Verbleib anderer Gemeindemitglieder. Kurz gesagt, man stillt seine Neugier, wer wann wo wen geheiratet hat, wem wieviel Kinder geboren wurden, und man liest auch zwischen den Zeilen manch „Skandälchen" heraus. So tragen die Lebensläufe dazu bei, das – lediglich in der Mündlichkeit existierende – soziale Netz, das die einzelnen Mitglieder nach Herkunft und Familienzugehörigkeit ordnet und, das das Zusammengehörigkeitsgefühl der Gruppe stabilisiert, zu vervollständigen bzw. zu korrigieren. Dazu bieten die Schilderungen der Missionarsehepaare aus Südafrika, Tansania, Amerika, Grönland, Labrador, Livland oder aus West-Tibet im Himalaja einen geradezu spannenden, exotischen Hör- und Lesestoff.[12]

Zum andern sind die Autobiographien Vorbilder für das eigene Schreiben. Das laute Vorlesen der Lebensläufe hat nicht nur die Ohren für den zu verwendenden Wortschatz[13] und die Leitlinien des Erzählens geschult (Schenda 1993, S. 44), sondern auch die Fähigkeit zum Vertexten entwickelt. Die Ausbildung im Zuhören begann schon im Kindesalter: „Sehr eindrucksvoll waren mir während meiner Schulzeit die kirchlichen Abendstunden, die sonntags wie wochentags, also täglich, stattfanden. Mutter hielt dar-

---

[12] Johann Wolfgang von Goethe berichtet, dass er seiner mütterlichen Freundin „Fräulein von Klettenberg" aus den Missionsberichten vorlas. Susanne Katharina von Klettenberg (1723–1774) hatte sich 1751 der Brüdergemeine angeschlossen. Goethe traf mit ihr nach 1768 häufig in Frankfurt am Main zusammen. Seine „Annäherung an die Brüdergemeine" dürfte im Wesentlichen auf diese Freundschaft zurückzuführen sein. „Jeder positive Religion hat ihren größten Reiz, wenn sie im Werden begriffen ist; deswegen ist es so angenehm, sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sich alles noch frisch und unmittelbar geistig darstellt, und die Brüdergemeine hatte hierin etwas Magisches, dass sie jenem ersten Zustand fortzusetzen, ja zu verewigen schien. Sie knüpfte ihren Ursprung an die frühesten Zeiten an, sie war niemals fertig geworden, sie hatte sich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt hindurchgewunden; nun schlug in einzelnes Auge, unter dem Schutz eines frommen vorzüglichen Mannes, Wurzel, um sich abermals aus unmerklichen, zufällig scheinenden Anfängen weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigste Punkt hierbei war der, dass man die religiöse und bürgerliche Verfassung unzertrennlich in eins zusammenschlang, dass der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als Richter dastand; ja, was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geistlichen Dingen einen unbedingten Glauben geschenkt hatte, ward auch zu Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen, und seine Antwort, sowohl was die Verwaltung im Ganzen als auch was jeden Einzelnen bestimmen sollte, durch den Ausspruch des Loses mit Ergebenheit vernommen. Die schöne Ruhe, wie sie wenigstens das Äußere bezeugte, war höchst einladend, indem von der andern Seite, durch den Missionsberuf, alle Tatkraft, die in dem Menschen liegt, in Anspruch genommen wurde. ... Ich beschäftigte mich mit ihrer Geschichte, mit ihrer Lehre, der Herkunft und Ausbildung derselben und fand mich in dem Fall, davon Rechenschaft zu geben und mich mit Teilnehmenden darüber zu unterhalten. Ich musste jedoch bemerken, dass die Brüder sowenig als Fräulein von Klettenberg mich für einen Christen wollten gelten lassen, welches mich anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einigermaßen erkältete." (Goethe 1981, 199 f.)

[13] In der Brüdergemeine hat sich ein spezieller Wortschatz entwickelt. So spricht man beispielsweise vom „Gottesacker" (Friedhof), „Heimgehen" (Sterben), „Kirchensaal" (Kirche) oder „Gemeinediener" (Pfarrer). Die Lebensläufe enthalten typische Formeln, wie z. B. „mein Gang durchs Leben" (Lebenslauf), „seine Wallfahrt hienieden hat gewährt xx Jahre, xx Monate und xx Tage" oder „sein Alter hat der selig Entschlafene gebracht auf xx Jahre, xx Monate und xx Tage". Typisch ist der adverbiale Gebrauch von „lieb", „treu", und der Hang zu Formen der Verniedlichung „das liebe Gemeinlein" etc.

auf, dass wir gingen, während dies für uns selbstverständlich war. Uns Kinder interessierten namentlich die zweimaligen Singstunden in der Woche und das Verlesen der Lebensläufe ausführlicherer Art, aber auch Alttestamentliche Bibelstunden zogen uns an, während man vermutlich für die Neutestamentarischen Stunden nicht soviel Verständnis aufbrachte." (Hans Willi Langner; 1884–1961)

Beide Leistungen, die der Lektüre mit hohem Informationswert und die der Vorbildwirkung mögen Gründe dafür gewesen sein, dass ein beachtlicher Teil an Lebensläufen in den zunächst handschriftlichen „Gemeinnachrichten", später dann in gedruckten „Nachrichten aus der Brüdergemeine" ungekürzt und ohne sichtbare redaktionelle Eingriffe publiziert wurde. Darüber hinaus verweisen Anzeigen auf broschierte Ausgaben von Lebensläufen, die die Redaktion des Nachrichtenblatts für besonders interessant und vor allem für besonders lehrreich hielt, wie zum Beispiel den Lebenslauf der südafrikanischen Eingeborenen Wilhelmine Stompjes, Kaffern-Dolmetscherin und Nationalhelferin, heimgegangen in Silo am 9. Juli 1863"[14], der fünf Jahre nach ihrem Tod nicht nur in den Gemeindenachrichten, sondern auch als 50-seitige Broschüre erschien.

Auch diese Art von Sonderdrucken verweist auf Erwartungen an die pädagogische Wirksamkeit der Lebensläufe, die die „Wahrheit" des Werte-Kodex und der geschaffenen Ordnung des Gemeinschaftslebens wieder und wieder bestätigen sollen.[15] Martin Scharfe, der sich sehr kritisch mit dem Pietismus als der „Religion des Volkes" (1980) auseinandergesetzt hat, umschreibt die Absichten der zahlreichen Äußerungen pietistischen Selbstverständnisses als ein ständiges Pendeln „zwischen den Werten Demut und Selbsterniedrigung einerseits und dem Ziel, Zeuge und Vorbild sein zu sollen, andererseits". (Scharfe 1982, S. 121) Die Funktionstüchtigkeit dieses Prinzips belegt nicht zuletzt die Existenz der Herrnhuter Brüdergemeine in mittlerweile 19 Provinzen, die sich ungehindert allen Traditionsbewusstseins und aller Enge, die ein derart durch Traditionen geregeltes Gemeindeleben mit sich bringt, an die jeweiligen Gesellschaftsformen anzupassen verstanden.

Das Leben eines Menschen setzt sich aus Ereignissen zusammen, die – miteinander in einen Sinnzusammenhang gestellt – zur Lebensgeschichte erzählt werden können. Dabei ist zu beachten, dass das Erzählen über sich selbst auch das Schweigen über sich selbst einschließt. Zur Lebensgeschichte gehören demnach sowohl die erinnerten als auch die verdrängten bzw. vergessenen Szenen. Letztere interessieren vor allem die Psychoanalyse, weniger die am Stoff orientiere Erzählforschung. Wesentlich ist – und das zeigen die Lebensläufe der Herrnhuter besonders deutlich –, dass die Lebensgeschichte einen Bildungsprozess erzählt, dessen Ziel das Hineinwachsen in die Gesellschaft und die Individuation ist. Als Vorbilder weisen die Lebensläufe der älteren Generation den Lebensentwürfen der nachgeborenen Generation die Richtung und festigen somit die kulturellen Muster und Werte der Gemeinschaft. Als kollektive Vorgaben für die individuellen Lebenswege bilden sie einen festen Bestandteil des sozialen Beziehungsgefüges der Gruppe. Sie gehören einerseits zum Ritus – wie bei anderen Beerdigungen auch –, sind andererseits aber auch Ausdruck der Zusammengehörigkeit, deren man sich immer

---

[14] Zuerst erschienen in: Nachrichten aus der Brüder-Gemeine 50 (1868) H.1, S. 49–98; in Heft 2 macht eine Anzeige auf die Broschüre aufmerksam.

[15] Nach Wolfram Fischer stellen die Lebensgeschichten alltagsweltliche Deutungssysteme dar, in denen „Wissens- und Handlungselemente situationsflexibel zum Zwecke sozialer Orientierung verbunden werden". (Fischer 1978, S. 313)

wieder zu versichern sucht. Besonders hier ergeben sich Vergleichspunkte zu anderen, auch ethnischen Gemeinschaften, die sich verschiedener Mittel zur Konstruktion ihres „Wir-Gefühls" bedienen. Indem die Lebensläufe die Gültigkeit des Werte-Kodex, der das Gemeinschaftsleben regelt und die Gruppe zu anderen religiösen Gemeinschaften und zu kommunalen Nachbarschaften abgrenzt, immer wieder mit Beispielen aus dem Leben des Individuums belegen und somit bestätigen, strukturieren sie die Wirklichkeit und ihre Wahrnehmung, bieten Orientierungs- und Entscheidungshilfen.

## 8. Literatur

Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München $^{2}$1999

Azadovskij, Mark K.: Eine sibirische Märchenerzählerin. Helsinki 1926

Bahrdt, Hans Paul: Identität und biographisches Bewusstsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität. In: Brednich u. a. 1982, S. 18–45

Bausinger, Hermann: Lebendiges Erzählen. Studien über das Leben volkstümlichen Erzählguts auf Grund von Untersuchungen im nordöstlichen Württemberg. Masch. Diss. Tübingen 1952

id.: Strukturen des alltäglichen Erzählens. In: Fabula 1 (1958), S. 239–254

id.: Alltägliches Erzählen. In: Enzyklopädie des Märchens 1 (1977), Sp. 323–330

Brednich, Rolf Wilhelm: Zur Anwendung der biographischen Methode in der volkskundlichen Feldforschung. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 22 (1979), S. 279–329

id.: Zum Stellenwert erzählter Lebensgeschichte in komplexen volkskundlichen Feldprojekten. In: Brednich u. a. 1982, S. 46–70

id. / Lixfeld, Hannjost / Moser, Dietz-Rüdiger / Röhrich, Lutz (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg i. Br. 1982

Dégh, Linda: Biologie des Erzählguts. In: Enzyklopädie des Märchens 2 (1977), S. 386–406

ead.: American Folklore and the Mass Media. Bloomington and Indianapolis 1994

ead.: Narratives in Society: A Performer-centered Study of Narration. Helsinki 1995

Erbe, Hans-Walter: Erziehung und Schulen der Brüdergemeine. In: Buijtenen, Mari P. van / Dekker, Cornelis / Leeuwenberg, Huib (Hg.): Unitas fratrum. Herrnhuter Studien. Utrecht 1975, S. 315–348

Fischer, Wolfram: Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli 1978, S. 311–336

Francke, August Hermann: Anfang und Fortgang der Bekehrung A. H. Franckes von ihm selbst geschrieben. In: Kramer, G. (Hg.): Beiträge zur Geschichte A. H. Franckes. Halle 1861

Fuchs, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methode. Opladen 1984

Gestrich, Andreas / Knoch, Peter / Merkel, Helga (Hg.): Biographie – sozialgeschichtlich. Sieben Beiträge. Göttingen 1988

Goethe, Wolfgang von: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In: Goethes Werke in zwölf Bänden, 9. Bd. Berlin / Weimar $^{4}$1981

Kessler, Werner: Die evangelische Brüdergemeine im deutschen Raum von der Entstehung Herrnhuts an bis heute. In: Buijtenen, Mari P. van / Dekker, Cornelis / Leeuwenberg, Huib (Hg.): Unitas fratrum. Herrnhuter Studien. Utrecht 1975, S. 55–92

Kloepfer, Rolf / Janetzke-Dillner (Hg.): Erzählung und Erzählforschung im 20. Jahrhundert. Stuttgart / Berlin / Köln / Mainz 1981

Kohli, Martin (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt 1987 (Soziologische Texte; Bd. 109: N. F.)

id. / Elwert, Georg (Hg.): Im Lauf der Zeit. Ethnographische Studien zur gesellschaftlichen Konstruktion von Lebensaltern. Saarbrücken 1990 (Spektrum; Bd. 25)

Lämmert, Eberhardt (Hg.): Erzählforschung. Ein Symposium. Stuttgart 1982

Lehmann, Albrecht: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatbestände, Situationen, Funktionen. In: Zeitschrift für Volkskunde 74 (1978), S. 198–215

id.: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt a. M. 1983

id.: Erzählen zwischen den Generationen. Über historische Dimensionen des Erzählens in der Bundesrepublik Deutschland. In: Fabula 30 (1989), S. 1–25

Mahrholz, Werner: Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus. Berlin 1919

Narr, Dieter: Zur Stellung des Pietismus in der Volkskultur Württembergs. In: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde (1957/58), S. 9–33

Nedo, Paul: Die Bedeutung von Schrift und Schrifttum für die sorbische Volksdichtung im Spätfeudalismus. In: Isačenko, Aleksandr V. / Wissmann, Wilhelm / Strobach, Hermann (Hg.): Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung. Berlin 1965, S. 281–200

Neumann, Siegfried: Arbeitserinnerungen als Erzählinhalt. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 12 (1966), S. 177–190, erneut in: Heilfurth, Gerhard / Weber-Kellermann, Ingeborg (Hg.): Arbeit und Volksleben. Deutscher Volkskundekongress 1965. Göttingen 1967, S. 274–284

id.: Lebendiges Erzählen in der Gegenwart. Befunde und Probleme. In: Jacobeit, Wolfgang / Nedo, Paul (Hg.): Probleme und Methoden volkskundlicher Gegenwartsforschung. Berlin 1969, S. 157–167

Ordnung, Carl: 250 Jahre Herrnhut. Größe und Grenzen eines christlichen Experiments. Berlin 1972

Petzoldt, Leander: Einführung in die Sagenforschung. Konstanz 1999

Röhrich, Lutz: Sage. Stuttgart 1966

id.: Sage und Märchen. Erzählforschung heute. Freiburg i. Br. 1976

Scharfe, Martin: Die Religion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus. Gütersloh 1980

id.: „Lebensläufle". Intentionalität als Realität. Einige Bemerkungen zu pietistischen Biographien. In: Brednich u. a. 1982, S. 116–130

Schenda, Rudolf: Autobiographien erzählen Geschichten. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981) H. 1, S. 67–87

id.: Tendenzen der aktuellen volkskundlichen Erzählforschung im deutschsprachigen Raum. In: Chiva, Isac / Jeggle, Utz (Hg.): Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen. Frankfurt am Main 1987, S. 271–291

Schroubek, Georg R.: „Das kann ich nicht vergessen". Der Erinnerungsbericht als volkskundliche Quelle und als Art der Volksprosa. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 17 (1974), S. 27–50

id./ Schuhladen, Hans: Nahe am Wasser. Eine Frau aus dem Schönhengstgau erzählt aus ihrem Leben. Eine Dokumentation zur volkskundlichen Bibliographieforschung. München 1989

Sirovátka, Oldřich: Der gegenwärtige Stand der tschechischen Volkserzählung. In: Internationaler Kongress der Volkserzählungsforschung in Kiel und Kopenhagen 1959. Vorträge und Referate. Berlin 1961, S. 470–474

id.: Vzpomínkové vyprávění jako druh lidové prózy. In: Český lid 50 (1963), S. 114–120

Spener, Philipp Jakob: Eigenhändig aufgesetzter Lebenslauff. In: Ziegler und Klipphausen, H.U. (Hg.): Historischer Schauplatz und Labyrinth der Zeit. Leipzig 1718

Warneken, Bernd-Jürgen: Zur Interpretation geschriebener Arbeitererinnerungen als Spiegel und Instrument von Arbeiterbewusstsein. Dargestellt an der Autobiographie eines württembergischen Arbeiterbauern. In: Brednich u. a. 1982, S. 182–196

id.: Populare Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung. Tübingen 1985

Wićaz, Ota: Serbja jako misionarojo Bratrowskeje Jednoty. In: Serbska ludowa knihownja 12 (1922), S. 44–56